



Audur Jónsdóttir

Jenseits des Meeres
liegt die ganze Welt

Roman

btb

unangenehm war zu sehen, dass sie arbeiten konnte wie einer von ihnen. Vielleicht war sie zu selbständig, sich auf einen Mann einzulassen, zu eigensinnig für die Schlichten, zu kräftig nach all den Jahren, in denen sie ihre Brüder versorgen musste. Wahrscheinlich hatte sie irgendwann einfach genug von ihnen. Auf jeden Fall hatten ihre Brüder kein Verständnis dafür, als sie mit vierzig schwanger wurde, eine alleinstehende Frau, die die schwere Arbeit um zehn Jahre älter erscheinen ließ: Die Jahre des Fischfiletierens hatten tiefe Falten um ihre Augen hinterlassen, ihre Hände waren rau und rot geschuffet, und sie bekam bereits einen Buckel. Was für ein Blödsinn, zischten sie einander zu und zogen über ihre Schwester her, die ihretwegen mit der Schule aufgehört hatte. Sie selbst war einfach nur erstaunt. Am Tag des Seemanns war sie mit Skafti Ólafsson auf einen Ball gegangen und tanzte mit einem katalanischen Seemann mit melancholischem Blick, der sich zwinkernd von ihr verabschiedet hatte, bevor er am Ende der weißen Sommernacht auf das offene Meer verschwand. Das sollte einem eine Lehre sein, nicht zu tief ins Glas zu kucken, kichert sie noch heute manchmal: Ich hatte mich auf die Wechseljahre eingestellt, und stattdessen kamst du.

Diese billigen Witzchen finde ich weniger lustig. Was ist so komisch an einer Geschichte, deren Pointe es ist, dass man seinen Vater nicht kennt?

Ich hatte ihn immer vermisst. Im Kindergartenalter redete ich mit ihm wie mit Gott und erzählte ihm von all den Problemen, die es mit sich brachte, eine alte Mutter zu haben, die fast meine Großmutter hätte sein können. Mama war älter als alle anderen Mütter und zusätzlich noch altmodisch von ihrem Gehabe her. Auf den Schulfesten glühten meine Wangen, wenn sie in ihrem selbst genähten Kleid und Schneestiefeln erschien und die feinen Schuhe in einem gehäkelten Einkaufsbeutel mit Blumenmuster bei sich trug. Keine der anderen Mütter war so, die paar anderen älteren Mütter, die es bei uns in der Schule gab, waren wenigstens modisch gekleidet. Nur Omas waren wie Mama.

Als sie ihre isländischen Pfannkuchen neben die *Backfladen* legte, wie sie die Pizzas meiner Schulkameraden nannte, verkrümelte ich mich auf die Toilette.

Und nun ist sie zweiundsiebzig Jahre alt und immer noch Mutter und keine Großmutter. Beschweren tut sie sich deswegen eigentlich nicht. Sie mischt sich auf subtilere Weise ein, versichert den Leuten, dass jeder die Dinge so sehen könne, wie er wolle, obwohl sie natürlich eine andere Meinung habe, eine ganz gegenteilige sogar.

Die ersten Lichtschleier durchziehen die Dunkelheit. Ich erinnere mich, dass der Wetterbericht für die nächsten Tage Sonne vorhergesagt hat, unterstehe mich aber, das zu erwähnen, damit Mama nicht wieder mit ihren Schwarzmalereien über den Klimawandel anfängt. Sie setzt sich auf den Küchenhocker, legt ihre trockenen Hände in den Schoß und sieht aufrecht durch die Spitzengardinen vor ihrem Küchenfenster in die Welt, während ich ein feuchtes Handtuch von ihrem Kopf wickele.

Ich habe mir gestern einen Weihnachtsstern gekauft, sagt sie, und zwar einen mit weißen Blättern, der gefällt mir sehr.

Nanna Ebenesardóttir war in ihrer Jugend keine Schönheitskönigin, aber jetzt ist sie eine hübsche alte Frau: in einem türkisfarbenen Kleid, mit diesem schlohweißen Haar und rotem Lippenstift. Ihre, ähnlich wie meine, hervorstehenden Eckzähne verleihen dem Gesicht etwas Schelmisches. Sie ist etwas aus dem Leim gegangen, nachdem sie mit dem Rauchen aufgehört hatte, aber die zusätzlichen Pfunde stehen ihr gut. Ihre Finger sind weiterhin gelb vom Tabak, weshalb sie morgens und abends Margarine auf ihre Arbeiterhände aufträgt.

Du hast so einen Weihnachtsstern bestimmt schon mal gesehen, vermutet sie nach einem Moment des Schweigens.

Ja, stimme ich zu, befeuchte den Kamm, hebe eine ihrer Locken damit an und drehe sie auf einen Wickler. Ich kenne

diese weißen Weihnachtssterne, das ist mal was anderes.

Ich höre sie lächeln, ansonsten sitzt sie still und sieht konzentriert in den Hinterhof. Denkst du auch daran, die Schneeammern zu füttern?, fragt sie schließlich.

Selten, sage ich.

Ich versuche jeden Tag, daran zu denken, sagt sie. Man kann ihnen getoastetes Brot zerbröseln, das brauche ich ja eh als Panade für meinen Bratfisch.

Ja, klar, gähne ich, und die Schläfrigkeit in meiner Stimme bewegt sie dazu, das Thema zu wechseln. Nein!

Wahrscheinlich war es die ganze Zeit ihr Plan gewesen, mich mit unerheblichen Kleinigkeiten müde zu machen, um mir dann gefahrlos eine Breitseite verpassen zu können: Heute Morgen wurde deine Freundin im Radio als vermisst gemeldet, sagt sie.

Hast du das gehört?

Ja, und du offensichtlich auch, sagt sie durchtrieben. Die arme Frau ist verschwunden. Was mag denn da passiert sein?

Ich habe keine Ahnung. Sie ist eigentlich gar nicht mehr meine Freundin. Um ehrlich zu sein, habe ich sie seit damals vor zehn Jahren in Barcelona nicht mehr gesehen.

Und auch nichts von ihr gehört?

Nein.

So eine treulose Tomate bist du also, sagt sie dann. Atmet tief ein, und ich kenne sie gut genug, um zu wissen, dass sie die Lippen zusammenkneift. Irgendwas führt sie im Schilde. Es würde ihr guttun, sich weniger Gedanken zu machen, also frage ich, ob sie sich an den Computerkurs für Senioren erinnert, der vor einigen Tagen angekündigt worden ist.

Das ist nichts für mich, sagt sie.

Ich dachte, du wolltest lernen, wie man mit dem Internet umgeht. Wo du dich doch so für Politik interessierst. Im Internet findet man alles, Mama.

Aber sie sagt, sie erfahre mehr als genug im Radio und Fernsehen. Sie sei es leid, wie diese Politiker versuchten, sich eine Mehrheit zusammenzufaseln. Die sollten sich mal lieber auf die wirklich wichtigen Dinge konzentrieren; man müsse sich um die Kinder kümmern, ihre Eltern und natürlich auch um Leute in ihrem Alter, mal abgesehen von all den Kranken, die auf ein Bett im Krankenhaus warteten. Sie verstehe einfach nicht, wieso in einem fort die Frage diskutiert werde, ob sieben Prozent eine Mehrheit ergäben. Das sei reine Zeitverschwendung. Die Frage beantworte sich doch von allein, so viel wisse selbst sie, eine ungebildete Frau, wobei sie für ihren Teil sich viel mehr Sorgen über den Schafsverbiss mache, diese verflixten Viecher fressen alles kahl, und niemand unternimmt etwas dagegen.

Dann dreht sie den Spieß um: Du redest dauernd davon, dass ich einen Kurs belegen sollte, dabei solltest du dich selbst für einen anmelden.

Ich?

Ja, sagt Mama und schlägt einen Kurs für kreatives Schreiben vor, weil ich einmal Schriftstellerin werden wollte, etwas, das zu einer verträumten Frau zu passen schien. Hast du das ganz aufgegeben?

Hastig tue ich das als Kindertraum ab, lasse mich aber darauf ein, mehr über Weiterbildungskurse allgemein zu schwatzen, denn alles ist besser, als über Arndís zu reden. Ich muss ihr Verschwinden erst einmal allein verarbeiten, Mama hat nun wirklich genug anderes, mit dem sie sich beschäftigen könnte.

Sie hat ihre Dichter aus dem letzten Jahrhundert, die in zerlesenen, schimmelig riechenden Büchern wohnen, die sie nie müde wird durchzublätern. Am zerlesensten ist ein Lehrbuch über Esperanto, das sie seit einigen Jahren mit ihren Gewerkschaftsfreunden lernt. In diesem Buch kann sie von morgens bis abends herumschmökern. Manchmal trifft sie sich auch mit alten Bekannten in ihrem Stammcafé, wo

sie sich in dieser Plansprache üben und bei Portwein über Politik reden. Soweit ich weiß, heißt sie da die ›rote Nanna‹. All das hält sie auf Trab – wie gern hätte ich das gewusst, als wir noch Tag für Tag aufeinander aufpassten.

Als sie noch für uns beide gesorgt hatte und ich nach Kräften versuchte, ihr nicht zur Last zu fallen, wo sie doch schon alles für uns tat: Sie verarbeitete Fisch, putzte die Häuser anderer Leute, hütete die Kinder anderer Leute. Sobald die Schule aus war, wick ich ihr nicht von der Seite. Ich schlich ihr lautlos hinterher und sah ihr dabei zu, wie sie Feudel in siedend heißem Seifenwasser auswang. Ich kann nicht sagen, was schwerer wog, das Mitleid mit Mama oder die Scham über ihr Alter. Im Geiste war ich immerzu bei ihr. Ich beehrte nicht auf, gehorchte immer, war ein artiges Kind.

Nun bin ich zu artig, findet sie und wünscht sich, dass ihre Tochter gegen die Ungerechtigkeit der Welt protestiert wie sie, die alte Gewerkschaftlerin. Einmal fragte Mama, ungewöhnlich tiefschürfend, ob sie daran schuld sei, dass ich nie nein sage.

Nein, sagte ich.

Jetzt müssen die Lockenwickler runter.

*

Im Verlag empfängt mich der wohlbekannteste Geruch von Kaffee und Papier. Aus den umliegenden Büros höre ich Stimmen, Tastaturen klappern, und in der Cafeteria klickert die Schachuhr, während eine Mozart-Serenade aus dem halb kaputten Radio plärrt.

Dort steht die Zeit still. Mein Leben der letzten Jahre.

Unsere Buchhalterin Stefania beugt sich über ihre Schachfiguren. Der dunkle Kopf wiegt hin und her, während sie vor sich hin grübelt, sie ist immer perfekt frisiert. Sobald es die Finanzen erlauben, sollte ich bei ihrem Friseur einen Termin für Mama machen.